

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 9.

Siebenter Jahrgang.

28. Februar 1863.

Im Scheiden.

Lebt wohl, ihr stolzen Berge,
Ihr Thäler, lebet wohl,
Ihr lieben, theuren Fluren;
Leb' wohl, mein Land Tirol!

Ich ziehe fort für immer;
Mit mir nur Gram und Schmerz,
Geträufelter Hoffnung Kummer,
Ein still gebrochen Herz.

Lebt wohl, ihr schönen Augen,
Die hold mich angeschaut,
Ihr raubtet mir den Frieden,
Seitdem ich euch vertraut!

Im Ober-Innthale.

Im engen Thal,
Die Straße schmal,
Der Felsen überhängt; —
Es glänzt der Stein
Im Sonnenschein,
Allwo sie eingesprengt.

Es rauscht der Inn
Weißschäumend hin,
Ob Steinen und Geröll,
Ach, nähm' er mich
Als Well' mit sich,
Mich rauigen Gesell!

E. L. B.

Verlorene Liebe.

Eine Geschichte von Eduard Höfer.

(Fortsetzung.)

Nach einem flüchtigen Blick, der dem Scheidenden folgte, hatte die Frau ihre Schürze fester an das schlummernde Kind gedrückt, dann ihr Haupt wieder in die Hand gelegt und saß nun ruhig und schweigend wie zuvor. Obgleich die Nacht inzwischen völlig hereingebrochen, war es doch eigentlich nicht dunkler geworden. Hinter der Wolkendecke droben stand der Vollmond und erfüllte die Luft mit einem zwar gedämpften, aber doch hinreichenden Licht, um selbst die Landspitze drüben mit den dunklen, sie bedeckenden Waldmassen noch sichtbar bleiben zu lassen. Aber es war ringsumher wo möglich noch stiller geworden; die Wellen legten

sich immer müder auf den Strand, die Luft strich immer leichter durch die Dünengräser, und ihr Rauschen war zu jenem leisen geisterhaften Blüßern gedämpft, das man nirgends sonst vernimmt und, wenn man es ein Mal zu solcher Stunde und an solchem Ort belauschte, niemals vergißt. Denn so geheimnißvoll und schwermüthig, so friedensvoll und so müde bringt kein anderer Laut zum Ohre des Menschen.

Die Frau schaute stumm hinaus, doch ihre Gedanken folgten ihren Blicken nicht und weilsten auch nicht bei dem fernem Gatten. Sie waren jetzt bei dem Fremdling, der eben davon gegangen, und seit wie kurzer Zeit sie denselben erst kannte — sie dachte ernst und lange an ihn und konnte nicht von ihm loskommen, ohne eigentlich zu wissen, weshalb.

Ihr Leben war vergangen, wie es dort zu Lande für Leute dieses Standes oft vergeht. Sie hatte in der Stadt drüben am äußersten Grunde des Meerbusens gedient, hatte dort den wilden, schmucken Seemann kennen und lieben gelernt und war ihm als sein Weib hieher in seinen Geburtsort gefolgt, wo er von seinen Eltern ein Haus ererbt hatte, zwar klein und eng, aber sauber und gewußt von der Sohle bis zum Dach hinauf, mit weißen Wänden und grünen Fensterläden, einem blanken Messinggriff an der Thür und einem kleinen schattigen und blumenreichen Garten daneben. Drinnen fanden sich ein Paar reinliche Stübchen mit gutem Hausrath versehen, und als die junge Frau zuerst hinein trat, meinte sie, es sei das Paradies, und Besseres gäb's auf der Welt nicht. Sie wußte freilich nicht, daß ihr Mann sich beim Einrichten und Ausputzen über seine Kräfte angegriffen und zu den alten Schulden noch neue auf das kleine Besitzthum gehäuft. Der Steuermann selbst wußte es zwar, dachte jedoch sicher nur wenig dran und quälte sich drum noch viel weniger. Ein rechter Seemannekopf denkt nicht weiter als von Tag zu Tag und läßt sich um die Zukunft kein graues Haar wachsen.

Kasper — denn Kasper zu sagen, klang ihm zu vornehm — Kasper Rüter war ein „befahrener“ Seemann, hatte schon ein Paar Fahrten als Steuermannsgehilfe gemacht und stets und leicht gute Stellen gefunden. Daß er sich hinauf arbeiten werde, war ihm nicht zweifelhaft, obgleich seine Vorgesetzten manches an ihm zu tadeln fanden. Sein Selbstvertrauen war groß, und seine Wildheit und Ausgelassenheit in seinen Augen kein Fehler, sondern Seemannsnatur. Das Haus, in dem seine Frau wohnen sollte,

musste sein eigen und sauber sein, wie es sich schickte. In keinem Stande der menschlichen Gesellschaft hat das Sprichwort: was sein muß, muß sein! eine größere Geltung, als unter den Seelenteu, und nirgends darf man sich weniger „Lumpen lassen.“ — Im Hause war überdies ein übriges Zimmer für einen Badegast, da der kleine Ort seit einigen Jahren in Aufnahme gekommen und von Sommer zu Sommer mehr Besucher gehabt. So war alles „klipp und klar,“ und die Schulden deckten sich selbst; wenn Kasper gute Fahrten hatte, mußten sie sich sogar bald abbezahlen lassen; das konnte gar nicht fehlen. Kasper konnte also sorglos davongehen und sorglos das Leben an sich kommen lassen. In einem halben Jahre spätestens war er wieder daheim und brachte Geld in Hülle und Fülle, rechnete er. Er ward Steuermannskapitän. O, es war ein kommodos Leben für ihn und seine Frau! Sie war doch eine glückliche Kreatur, daß sie's so gut getroffen!

Inzwischen war aber aus alledem Nichts. Ohne daß man recht erfuhr oder begriff, weshalb, ging Kasper plötzlich an Bord des Wallfischfängers, von dem vorauszusehen war, daß er Jahr und Tag draussen bleiben mußte. Und daheim, in seinem Hause wurde es auch anders, als er gerechnet.

Einige Monate nach seiner Abreise war das kleine Mädchen geboren worden, und Regine — so hieß die Frau — die schon seit des Gatten Abfahrt still und schwermüthig umhergegangen, verfiel dann in eine lange, anhaltende Schwäche und Kränklichkeit, welche die arme Frau verbanderte, einen Verdienst zu suchen, wie er sich bald zu ihrer Existenz nöthig zeigte. Das Geld war zu Ende und Kasper in der Ferne; an dem Miether ihres Stübchens machte sie im nächsten Sommer auch eine herbe Erfahrung, in Folge deren sie ihr Zimmer lieber leer stehen ließ. Und dazu ward ihr von den Erben eines Gläubigers ein kleines Kapital gekündigt, das sie nur nach vieler Mühe durch eine anderweitige Anleihe zu bezahlen vermochte.

Kasper schwamm fern auf den Wellen des stillen Oceans oder im Eismeer und ließ Nichts von sich hören. War er vielleicht schon todt und verschwieg man's seiner Frau nur? Im Orte hatte sie keine verwandte Seele, und das war sehr traurig. Denn die Schifferfrauen sahen sie nicht für voll an, da sie nur ein Dienstmädchen gewesen, und die kleinen Leute argwöhnten bei ihr den herkömmlichen Stolz auf ihren Rang als Steuermannsfrau. Und wie falsch das sein mochte, wie freundlich, nachbarlich, wie arbeitsam und hilfsbereit Regine war — es half Nichts. Sie blieb den mißtrauischen und verschlossenen Menschen fern; ihr Herz ward immer schwerer und trauriger, es regte sich in ihr eine tiefe Bitterkeit, und sie schloß sich nach und nach von aller Welt ab, lebte einsamer von Tag zu Tag nur für ihr Kind, das sie abgöttisch liebte, und widmete sich ganz den Geschäften und der Arbeit, die ihr, wenn auch spärlich aus der Stadt zukamen.

Die Zeit verfloß, ohne daß sich ihr Loos änderte oder

verbesserte; im Gegentheil ging es im kleinen Hause immer knapper her, denn das Kind brauchte mehr, die Zeit war schlecht, das Zimmer stand den ganzen zweiten Sommer leer. Regine verkaufte, was sie entbehren konnte. Betteln und Almosen nehmen wollte sie nicht; sie sah eine Schmach darin für das Kind und sich selbst, und auch für den fernen Gatten.

Da lag sie an einem heißen Nachmittage in ihrem Gärtchen auf den Knien und beschäftigte sich bei den Gemüsebeeten, welche längst die Stelle der Blumenrabatten einnahmen. Die Kleine hatte sich müde gespielt und schlief nicht fern von ihr im Schatten, und Regine sah von der Arbeit nicht auf, bis sie hörte, daß durch die öde Dorfstraße ein fester, ruhiger Schritt daher kam und vor dem Stacket ihres Gartens innehielt. Es war ein Herr im leichten Sommeranzuge und weißem Hut; er betrachtete das Haus und seine Umgebung aufmerksam und richtete dann auch auf die emporschauende Frau einen so langen und festen Blick, daß sie unwillkürlich erröthend den Kopf senkte und eifrig fortjätete.

„Ist das Guer Haus?“ hatte der Fremde dann plötzlich gefragt. — Sie sah wieder auf und bejahte. — „Ist ein Zimmer drin frei, oder habt Ihr schon Gäste?“ fragte er auf's Neue. — „Ja, es ist eins frei, aber —“ gab sie abbrechend zur Antwort, denn sie hielt das Alles theils für müßiges Fragen, wie es ihr schon oft begegnet, theils regte sich auch die Erinnerung an jene Erfahrung, die sie bei einem frühern Miether gemacht. — „Schon gut,“ versetzte er kurz und wandte sich ab, und Regine beugte sich zu ihrer Arbeit, schweigend und gefast, wie es ihr zur Gewohnheit geworden.

Einige Stunden später war dann aber der einzige Mensch gekommen, der im Ort sich um sie kümmerte und ihr bei Gelegenheit half — das war der Bootsfahrer Peter Dom, ein alter, verwitweter und kinderloser, rauher Gesell, ein barscher, aber treuer Freund des armen Weibes, und er hatte ihr mitgetheilt, daß der Herr, den er Mittags von der Stadt herübergebracht, hier einige Zeit verweilen wolle und sich Reginen's Haus zur Wohnung erwählt habe. Er, Peter, habe nach Kräften zugeredet, und der Herr werde morgen bei Zeiten kommen und Alles richtig machen.

„Aber Peter!“ — entgegnete Regine zögernd, und ein dunkles Erröthen bedeckte ihr Gesicht. — Er unterbrach sie barsch. „Dummes Zeug!“ sagte er. „Der Herr ist kein Windbeutel — will verdammt sein, wenn er's ist! Und übrigens — seid Ihr nicht eine ehrbare Frau, und bin ich nicht da?“ — Sie nickte. „Freilich sieht er reputirlicher aus. Aber, Peter — kann ich in meiner Armuth den Herrn aufnehmen? Mir fehlt ja außer dem Bett schier Alles, und ich kann's auch nicht schaffen.“ — „Dummes Zeug!“ erwiderte er beharrlich. „Ein Schelm thut mehr als er kann. Richtet das Zimmer her, wie es sich schickt; über acht Tage bekommt Ihr Geld, und bis dahin wollen wir schon sorgen. Sagt nur, was Ihr braucht, ich werde Euch dann morgen das Nöthige mitbringen. — Na, dabei

gibt's doch Nichts zu heulen?" setzte er hinzu, als er ihre Augen voll Thränen sah. — Sie suchte zu lächeln. „Laßt's gut sein, Vater,“ antwortete sie und drückte seine Hand fest und herzlich. „Gottes Lohn für Alles und Alles, bis ich selber vergelten kann.“ — „Da werde der Henker daraus Flug,“ sprach der Alte achselzuckend. „Ein Andern würde dabei über's ganze Gesicht lachen, aber so ein Weibsbild thut's nicht anders — es muß geheult sein.“

Seitdem war nun über eine Woche vergangen, der Fremde in dem sauber hergerichteten Stübchen heimlich geworden, und Regine's anfängliches Mißtrauen und Sorgen begann einem tiefempfundnen Dank gegen Gott zu weichen, der in ihrer Noth ihr solche Hilfe gesendet. Der Fremde — er hieß Hulberg — speiste im Badehause, hielt sich morgens ein Paar Stunden in seinem Zimmer auf, streifte während des übrigen Tages viel umher und war bisher mit der Frau wenig in Berührung gekommen. Er hatte hier und da ein Paar freundliche, theilnehmende Worte mit ihr gewechselt, oder auch ein Mal mit dem hübschen munteren Kinde geschertzt und gespielt; im Uebrigen blieb er meistens für sich und war „ein stiller Herr.“ Regine gefiel das mehr, als Alles; und da überdieß sein Aeußeres anziehend, sein Benehmen stets höflich und anspruchlos war, so fühlte sie sich gewissermaßen wirklich glücklich, als sie nun auch sein größeres Gepäc anlangen sah und eines längern Aufenthaltes versichert sein konnte. So schien sie war — mit dem ließ es sich leben.

Nun hatte er zum ersten Mal länger mit ihr geredet nach ihren persönlichen Verhältnissen gefragt. Er war dabei ruhig und ohne Zudringlichkeit gewesen, in seinem ganzen Wesen sprach sich Wärme und Theilnahme aus. Seine Erscheinung an dieser Stelle, zu dieser Stunde, hatte sie zuerst bestürzt und zurückgeschreckt, sie hatte sich verschlossen und ihn fern gehalten; innerlich jedoch fühlte sie sich desto tiefer berührt. Es hatte da Etwas an ihr Herz geklopft, was sie lange nicht mehr empfunden, was ihr in solcher Weise niemals zu Theil geworden. Das spürte sie jetzt wohl, das ließ sie das schweue, heimliche Bittern überwinden, welches, sie wußte nicht woher, durch ihr Inneres zog. Das war ein braver Mann, und ihre Kälte gegen ihn that ihr leid. Seine Theilnahme war in sie hineingefallen, wie ein langer Sonnenstrahl auf eine im Schatten verkümmerte Pflanze.

— Und es war ein Fremder, der sie nicht kannte, dem sie Nichts anging! — Und dagegen nun der, dem sie gehörte, der nach ihr zu fragen hatte! — Wie sind die Gaben der Menschen so gar — gar verschieden! dachte sie, und als sie jetzt aufstand, murmelte sie vor sich hin: „Kasper, Kasper! Gott verzeih' Dir Deine Härte und Deinen wilden Trog!“

Sie nahm das Kind fest und sorgsam verhüllt in den Arm und ging dem Dorfe zu. Die See lag wie schlummernd, der Wind war ganz davongeflogen und vom Himmel begann der Regen jetzt leise herab zu rieseln. Als Regine ihre Wohnung erreichte, war sie dunkel und still, wie das ganze Dorf umher; auch im Zimmer ihres Gastes zeigte sich

kein Licht mehr. Ein freundlich Herz gibt Ruhe, dachte sie. Gott segne ihn!

Aber der Fremde wachte noch und dachte gleichfalls an die Frau und die Begegnung am Strande. Es war eine zufällige gewesen, obgleich Hulberg durch den Badewirth erfahren, daß Regine jeden Abend an den Dünen sitze, seit, wie die Mittheilung gelautet hatte, ihr Mann nach einem Bank mit ihr zu Schiff und davon gegangen war. „Es ist ein nettes Weib,“ hatte der Badewirth hinzugesetzt, „und es könnte ihr recht gut gehn. Aber die Person ist dumm und störrisch, und stößt ihr Glück muthwillig von sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Was wir nicht lernen.

Es ist eine alte Geschichte, daß wir in den Schulen sehr viel lernen, was wir füglich entbehren könnten, und gar Manches nicht lernen, was uns für's Leben höchst nothwendig wäre. Was ist aber das Wichtigste für's Leben? Offenbar das Leben selbst. Wir fassen hier das Wort Leben natürlich nicht im physiologischen Sinne, auch nicht in jener frivolen Bedeutung auf, wonach es so viel heißt, als: in der Welt sein Glück zu machen, das Geld auf anständige Art unter die Leute zu bringen, oder die Zeit auf möglichst vergnügliche Weise tod zu schlagen; sondern wir verstehen unter Leben hier die Kunst: des Daseins unter allen Umständen möglichst froh zu werden. In diesem Sinne ist das Leben eine Kunst und keine Wissenschaft, denn es kommt dabei mehr auf das Können, als auf das Wissen an. Diese Kunst ist, weil es sich dabei mehr um Weckung und Stärkung sittlicher Kräfte, als um Bereicherung des Gedächtnisses mit Wissensstoff handelt, mehr Sache der Erziehung als des Unterrichts. Leider aber ist es mit nichts schlechter beschaffen, als mit dem Erziehungswesen. Für den Unterricht sorgt in ziemlich ansehnlichem Maße der Staat; wer aber sorgt für die Erziehung? Eltern, Vormünder &c. wird man sagen. Als ob diese Eltern und Vormünder alle wüßten, was denn eigentlich Erziehung ist, worauf es dabei ankommt und wo man damit hinaus will! Halte doch ein Jeder Umschau in dem Kreise seiner Bekannten bis in die gebildeten Stände hinauf: wie viele Väter, Mütter oder überhaupt solche Personen, welche Elternstelle vertreten, sind denn darunter, die auch nur nothdürftig über das Wesen der Erziehung unterrichtet sind? Man lese doch die Anträge von Hofmeisters- oder Gouvernantenstellen in unseren öffentlichen Blättern, und sehe zu, ob unter hundert solchen Anträgen auch nur ein einziger ist, welcher erkennen läßt, daß Diejenigen, welche einen Erzieher oder eine Erzieherin für ihre Kinder suchen, sich klar der Aufgabe der Erziehung bewußt sind. Was wird in den meisten Fällen von den Erziehern gefordert? Unterricht in den Schulgegenständen, in dieser oder jener Sprache und in der Musik. Als ob es die

Erziehung mit nichts Anderem zu thun hätte! Noch mehr: Jeder Schuster, jeder Schneider muß, ehe er sein Gewerbe selbstständig ausübt, ein Meisterwerk machen, d. h. beweisen, daß er seines Gewerbes Meister ist. Und welche Bürgschaft wird von Demjenigen verlangt, dem das wichtige Geschäft anvertraut wird, Kinder zu Menschen heranzubilden? — Scheint es doch, als ob ein gut gemachter Stiefel oder ein leidlich geschnittener Rock größeren Werth für die Menschheit hätte, als ein gelungener Mensch!

Es wird wohl erlaubt sein, diese Fragen anzuregen in einer Zeit, wo traurige und nabeliegende Erscheinungen beweisen, wie Vieles in unseren modernen Gesellschaftszuständen faul ist. Woran liegt es, wenn die Zahl der Irrennigen, wenn die Zahl der Selbstmörder mit jedem Jahre größer wird? An der Erziehung liegt es; daran liegt es, daß wir so Vieles nicht lernen, was wir nothwendig lernen sollten.

Es ist wahr, wir haben Schulen, worin wir mit vielen nützlichen Kenntnissen ausgerüstet werden, so daß wir günstigen Falles die höchsten Stufen des Staates erklimmen können; wir lernen Alles, was man braucht, selbst einen Minister-Posten zu bekleiden, was wir aber nicht lernen, das ist die sittliche Kraft, das Portefeuille, wenn es das Wohl des Staates erheischt, gelassen niederzulegen und in das Dunkel des Privatlebens zurückzutreten. Man lehrt unsere Jugend die Kunst, reich zu werden; wer aber lehrt sie die Kunst, des Reichthums zu entbehren, sich mit Wenigem zu begnügen und dabei doch des Daseins froh zu werden? Man unterrichtet uns in allen Künsten, die dazu gehören, „unser Glück zu machen,“ was wir aber nicht lernen, das ist die Kunst, das Unglück, wenn es kommt, mit Gleichmuth zu ertragen. Mit Einem Wort, wir lernen nicht die Kunst, recht zu leben. Wir wissen viel, aber wir können wenig, weil unsere moderne Bildung fast ausschließlich auf Entwicklung der Verstandeskraft gerichtet ist; weil wir zu viel unterrichtet und zu wenig erzogen werden. „Aber hoben wir denn nicht den Katechismus?“ fragt Einer oder der Andere. Ja den Katechismus habt ihr, und eure Zöglinge kennen ihn, wie die öffentlichen Prüfungen zeigen, auswendig, daß es eine Freude ist; aber sie haben den Katechismus meist nur im Kopfe und auf der Zunge, und nicht im Herzen und in den Gliedern. Den Religionslehrern soll damit kein Vorwurf gemacht werden. Der Religionslehrer hat Alles gethan, was man vernünftiger Weise von ihm erwarten kann, wenn er die Wahrheiten der Religion dem Gedächtnisse seiner Schüler einprägt und sie ihrem Fassungsvermögen verständlich macht; das Einüben der Sittengesetze kann nur Sache der häuslichen Erziehung sein. In praktischen Dingen ist das Wissen nichts, sondern das Können die Hauptsache. Laßt einen Schüler sämtliche Regeln einer Sprache auswendig lernen, und seht zu, ob das hinreicht, ihm die Kunst beizubringen, die Sprache selbst richtig und geläufig zu sprechen und zu schreiben. Oder es lerne Einer den Katechismus der Schwimmkunst auswendig; wenn der in's Wasser fällt und ertrinkt, wird sich da Jemand wundern? — Er wußte ja, wie man schwimmen muß! Ja, freilich wußte er es, aber er konnte es nicht! Was wir zu wenig lernen, das ist eben das Können. Und dieß ist eine von den Ursachen, weshalb unsere Zeit wohl reich an geschickten Beamten, großen Gelehrten, scharfsinnigen Advokaten, erfahrenen Ärzten, aber so arm an großen Charakteren ist. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde einen Preis von zehn, zwanzig, fünfzig, oder auch hunderttausend Gulden auf die beste Beantwortung der Frage setzen; „Welche

Mäßregeln könnte der Staat ergreifen, um mehr, als es bisher der Fall war, die Charakterbildung der heranwachsenden Jugend zu fördern?“ (Illustr. Familienbuch.)

Der Kaffee.

Der Prior eines Klosters in Arabien bemerkte einst, daß die Ziegen die Beeren eines gewissen Strauches mit großer Vorliebe zu ihrer Nahrung wählen, und danach eine ganz besondere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit an den Tag legten. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, von den in den Beeren befindlichen Bohnen einen Aufguß zu bereiten, dessen Genuß seine Mönche während des nächtlichen Gottesdienstes wach erhalten sollte. Auf die Weise erzählt man in Arabien die Entstehung eines Getränkes, das, so verschieden auch die Behandlungsweise desselben, doch Europäern wie Orientalen jetzt fast unentbehrlich geworden ist. Andere behaupten, die Aethiopier hätten den Kaffee zuerst gekannt, von ihnen sei er zu den Persern und von diesen erst nach Arabien gekommen, das lange das eigentliche Vaterland des Kaffees blieb.

Im Jahre 1690 hatte ein Gouverneur der Insel Batavia, Namens Van Hoorn, den glücklichen Gedanken, aus Mokka in Arabien einige Kaffeebüsche nach Westindien kommen zu lassen, welche sehr gut gediehen, sich schnell verbreiteten und bald eines der hauptsächlichsten Erzeugnisse jener Inseln lieferten. Im Jahre 1718 brachten die Holländer den Kaffeebaum nach Surinam und Guyana, von wo er sich nach Jamaica und über das ganze Festland Südamerikas verbreitete.

Die französische Kolonie Martinique empfing den köstlichen Strauch im Jahre 1728 durch ein im Jardin des Plantes zu Paris gewachsenes Reis. Das Schiff, auf welchem sich die drei für Martinique bestimmten Reiser, unter der Obhut eines gewissen Delicieux befanden, wurde verschlagen, und der geringe Vorrath an süßem Wasser, welcher sich noch auf dem Schiffe befand, mußte in Rationen getheilt werden; Delicieux entzog sich, auf die Gefahr vor Durst zu verschmachten, einen Theil der ihm spärlich zugewessenen Portion Wasser, begoß damit seine Kaffeebüsche, und es gelang ihm, einen derselben glücklich nach Martinique und damit dieser Insel den Kaffeebaum zu bringen.

Der Kaffeebaum hat länglich zugespitzte Blätter und Blüten von weißer Farbe. Die runden Beeren sind zur Zeit der Reife dunkelroth. Er blüht drei Mal im Jahre, im März, April und Mai, da jedoch nur die letztere Blüthe die eigentliche fruchtbringende ist, so werden die früheren abgebrochen. Die Kaffee-Ernte beginnt im Dezember und dauert bis zum Februar.

Wer Gelegenheit hatte, den wirklichen arabischen Mokka zu sehen und seine kleine, völlig runde Bohne mit der langen Pfanne des Kaffees von Java zu vergleichen, glaubt kaum, daß beide derselben Pflanze entsprossen sind. Der Unterschied besteht darin, daß von den in jeder Frucht des Kaffeebaumes enthaltenden zwei Bohnen bei dem arabischen Kaffee stets die eine verdirbt, so daß die andere sich in dem Raume ausbreiten kann, während in Südamerika und Westindien beide Bohnen zur Reife gelangen und dadurch, daß sie gegeneinander liegen, eine platte Gestalt erhalten.